

Emanzipation als koloniale Fiktion: Zur sozialen Position Weißer Frauen in den deutschen Kolonien

Katharina Walgenbach

Wir wollen, dass die Frau in den Kolonien von vornherein die Stellung einnimmt, die sie in der alten Heimat auch haben sollte, aber leider recht oft nicht hat oder nicht ausfüllt. Die Frau in den Kolonien muss sein der treue Kamerad, die verständnisvolle Gehilfin des Mannes, die Schulter an Schulter mit ihm wirkt und schafft und die, wenn die Umstände es erfordern, ihn auch vertreten kann in der Leitung oder Ueberwachung eines grossen Farmbetriebes.¹

Mit diesen Worten umwarb 1910 Anna Gräfin von Zech, Geschäftsführerin der Frauenkolonialschule Witzenhausen, bürgerliche Frauen, die sich auf ihre landwirtschaftlichen Aufgaben in den Kolonien vorbereiten sollten.²

Nach Aussagen der deutschen Kolonistinnen und Kolonialagitorinnen hatten Weiße Frauen in den Kolonien eine bessere Position als in der Heimat. Ihre Leistungen und ihr Charakter wurden dort angeblich mehr geschätzt. Ferner versprachen sie den ausreisenden Frauen einen ebenbürtigen Platz an der Seite ihres zukünftigen Ehemannes.

Mitunter wurde deutschen Frauen sogar eine eigenständige Existenz jenseits der Ehe in Aussicht gestellt. Dieses Angebot richtete sich insbesondere an bürgerliche Frauen, für die ein solches Leben im Deutschen Kaiserreich undenkbar erschien. So adressierten die Frauenkolonialschulen in Witzenhausen und Bad Weilbach ihre Werbekampagnen unter an-

-
- 1 Anna Gräfin von Zech, Die Kolonialschule in Witzenhausen, in: Kolonie und Heimat, III, 25 (1910), 6f.
 - 2 Die offizielle Kolonialgeschichte des Deutschen Kaiserreichs begann 1884 unter Reichskanzler Otto von Bismarck. Neben Südwestafrika (heute Namibia) institutionalisierte das Kaiserreich ebenfalls „Schutzherrschaften“ in Ostafrika (Tanzania), Kamerun, Togo und einer Reihe pazifischer Inseln (Kaiser-Wilhelmsland, Neuguinea, Bismarck-Archipel, Salomon- und Marshall Inseln). 1898 kamen Kiautschou als Handelskolonie in China hinzu, sowie weitere Inseln in der Südsee (Samoa, Mariannen-, Karolinen- und Palauinseln).

derem an bürgerliche Frauen, die sich in den Kolonien eine selbstständige Existenz als Farmerin aufbauen wollten.³

Neben diesen Versprechungen in den Selbstdarstellungen der Frauenkolonialschulen lässt sich auch in den Artikeln des „Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft“ eine emanzipatorische Rhetorik identifizieren. Es wird von der „Frauenfrage in den Kolonien“ gesprochen und in einer Passage sogar auf eine „koloniale Frauenbewegung“⁴ rekurriert. Des Öfteren wird darüber hinaus die Forderung nach mehr „gebildeten Frauen“ für die deutschen Kolonien formuliert und auf die „gehobene Stellung“ der deutschen Frau in den sogenannten „Schutzgebieten“ verwiesen.

Die angeführten Beispiele werfen die Frage auf, ob die Partizipation Weißer Frauen am deutschen Kolonialismus wirklich mit emanzipatorischen Effekten und Motiven verbunden war. Zielten die organisierten Kolonistinnen und Kolonialagitorinnen tatsächlich auf eine neue Geschlechterordnung ab? Wurden die Versprechungen auf eine eigenständige Existenz in den Kolonien wirklich eingelöst? Diesen Fragen geht der vorliegende Artikel nach. Zunächst soll allerdings ausgeführt werden, welches Verständnis von *Whiteness* beziehungsweise ‚Weißsein‘ dem Artikel zugrunde liegt und welches historische Material zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen herangezogen wird.

1. Whiteness als soziale Position

Whiteness beziehungsweise ‚Weißsein‘ wird in diesem Artikel als soziale Position konzeptualisiert.⁵ Damit steht der Terminus *Whiteness* nicht für rassifizierte biologische Merkmale wie „Hautfarbe“, sondern für Privilegien und Dominanz. Vor allem historische Studien haben herausgearbeitet, dass die Identifikation einer Person als „Weiß“ oder „Schwarz“ in erster Linie als gesellschaftlicher Platzanweiser fungiert. Dies lässt sich zum Beispiel anhand der irischen Immigrationsgeschichte im Amerika des 19. und 20. Jahrhunderts eindrucksvoll nachzeichnen. Noel Ignatiev Studie „How the Irish Became White“ (1995) verdeutlicht schon im Titel, dass die Anerkennung irischer ImmigrantInnen als Weiße StaatsbürgerInnen das Produkt sozialer Prozesse und Konflikte war.⁶ Auch Matthew Frye

3 Zech, Kolonialschule, wie Anm. 1; Gertrud von Hatten, Die Frauenfrage in den deutschen Kolonien, V, in: Kolonie und Heimat, VI, 19 (1913), 8.

4 Ohne AutorInnenangabe, Neue Weihnachtsgaben für Kolonialfreunde, in: Kolonie und Heimat, II, 6 (1908), 8.

5 Auf eine Übersetzung des Begriffs *Whiteness* wird in diesem Artikel weitgehend verzichtet, da deutsche Begriffe wie etwa ‚Weißsein‘ die Komplexität des englischen Begriffes reduzieren und zudem einen deutlich essentialistischen Beiklang haben. Der Begriff *Whiteness* umfasst viel mehr als der Begriff *Weißsein*. *Whiteness* steht für ein Gesamtkonzept von Konnotationen, Subjektpositionen, sozialer Ordnung, Kategorienbildungen, Wahrnehmungsmuster, sozialer Erfahrung und vor allem für Macht und Dominanz. Um die Konstruiertheit von *Whiteness* herauszustreichen, wird der Begriff im Folgenden groß geschrieben.

6 Nach Beschluss des amerikanischen Kongresses 1790 konnte nur „jede freie, weiße Person“ die amerika-

Jacobsen kommt in seiner historischen Untersuchung „Whiteness of a Different Color“ (1999) zu dem Schluss, dass Formationen von „Rassen“ nichts anderes als *public fictions* sind, die im Laufe der Geschichte auftauchen und wieder verschwinden.

Die Prozesse des (*Un-*)*Becoming White* lassen sich ebenfalls in der Geschichte des deutschen Kolonialismus identifizieren. So wurde die Zugehörigkeit zum Weißen Kollektiv nicht allein über vermeintlich biologische Merkmale reguliert, sondern ebenfalls über Formen der Lebensführung und dem Ausmaß an Identifikation mit dem dominanten Kollektiv. Dies lässt sich besonders prägnant anhand der symbolischen Figur des „verkafferten Kolonisators“ illustrieren.⁷ Mit dem Begriff der „Verkaffierung“ wurden vor allem sogenannte „Mischehen“⁸ zwischen deutschen Kolonisten und afrikanischen Frauen stigmatisiert. Zugespitzt formuliert, wurde mit diesem Terminus die drohende Transformation des Kolonisators zum ‚Anderen‘ beschworen.⁹ Dabei deutete sich interessanterweise die Möglichkeit einer *Grenzüberschreitung* zwischen den binär verfassten Kategorien „Schwarz“ und „Weiß“ an. „Rasse“ schien in diesem Kontext kein primordial gegebenes Merkmal mehr zu sein. Man kann seine ‚Rassenposition‘ vielmehr erwerben oder verlieren. So war der „verkafferte Europäer“ dem Deutschen Koloniallexikon gemäß ein „verlorenes Glied der weißen Bevölkerung“.¹⁰

Analog zu den oben angeführten Debatten in Amerika ging es auch bei der Stigmatisierung von sogenannten „Mischehen“ um staatsbürgerschaftliche Fragen. Denn nach deutschem Recht erhielten die Ehefrauen und Kinder aus „Mischehen“ die deutsche Staatsbürgerschaft des Vaters.¹¹ In Südwestafrrika wurden deutsch-afrikanische „Mischehen“

nische Staatsbürgerschaft erwerben. Aus Sicht des angelsächsischen „Old Stock“, den ersten SiedlerInnen aus Europa, war diese Einschränkung notwendig, da angeblich nicht alle Personen „fit for self-government“ seien: Matthew Frye Jacobsen, *Whiteness of a Different Color*, Cambridge, Mass. 1999, 22ff.

7 Vgl. dazu ausführlich: Katharina Walgenbach, *Zwischen Selbstaffirmation und Distinktion: Weiße Identität, Geschlecht und Klasse in der Zeitschrift Kolonie und Heimat*, in: Carsten Winter, Andreas Hepp u. Tanja Thomas Hg., *Medienidentitäten- Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur*, Köln 2003, 136–152.

8 Hier wird davon ausgegangen, dass „Rassen“ nicht biologisch vorgegeben sind, sondern als soziale Konstruktionen analysiert werden müssen. Die Idee, dass „Rassen“ sich „vermischen“ können, rekurriert demnach auf biologistische Vorstellungsmuster. Aus diesem Grund werden die Begriffe „Mischehen“ und „Mischlinge“ in Anführungszeichen gesetzt.

9 Wie Felix Axster bemerkt, enthält der Begriff des „Verkafferns“ ebenfalls sexuelle Komponenten: Felix Axster, *Die Angst vor dem Verkaffern – Rassenreinheit und Identität im deutschen Kolonialismus*, Hamburg (unveröff. Mag.-arbeit) 2002, 70f; allgemeiner: Robert Young, *Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race*, London/New York 1995. In dem hier analysierten Material des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft lässt sich der sexuelle Aspekt im Szenario der „Verkaffierung“ allerdings selten identifizieren. Die Ursache der „Verkaffierung“ wurden vom Frauenbund vielmehr in materiellen Vorteilen (Mitgift), männlicher Einsamkeit und vor allem „mangelndem Rassebewusstsein“ gesehen: Katharina Walgenbach, „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“ – Koloniale Diskurse über Geschlecht, ‚Rasse‘ und Klasse im Kaiserreich, Frankfurt a. M./New York 2005, 187.

10 Deutsches Koloniallexikon, III, Leipzig 1920, 606.

11 Cornelia Essner, *Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Zu den Ansätzen eines Rassenrechts für die deutschen*

deshalb 1905 während des Krieges gegen die Herero und Nama auf Initiative der lokalen Kolonialbehörden verboten. Die enge Verbindung von *Whiteness* (beziehungsweise die Zugehörigkeit zum Weißen Kollektiv) mit Privilegierung manifestiert sich beispielsweise in der Tatsache, dass eine Missachtung dieses Verbots für deutsche Männer mit dem Verlust ihrer bürgerlichen Ehrenrechte verbunden war. Dies betraf ihre Wahlberechtigung, die Möglichkeit Grundbesitz zu erwerben oder staatliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Die juristischen Verbote wurden zudem von sozialer Exklusion flankiert. So schlossen deutsche Vereine auch die deutschen Partner vom gesellschaftlichen Leben aus und die Nachkommen deutsch-afrikanischer Ehen wurden von Kindergärten und Schulen verwiesen.¹²

Wie arbiträr die Zugehörigkeiten zum Weißen Kollektiv reguliert sein können, zeigt die Einführung der „Mischehen“-Verbote in der deutschen Kolonie Samoa im Jahre 1912. Hier verfügte der Staatssekretär im Reichskolonialamt Wilhelm Solf nämlich im Gegensatz zur afrikanischen Praxis, dass zuvor geschlossene Ehen ihre rechtliche Gültigkeit behalten sollten.¹³ Dieser Erlass hatte zur Folge, dass die Kinder aus sogenannten „Mischehen“ vor 1912 als „Weiße“ galten, während sie nach diesem Zeitpunkt den „Eingeborenen“ zugerechnet wurden. Die Zugehörigkeit zum Weißen Kollektiv war demnach nicht eine Frage der „Hautfarbe“, sondern das Produkt einer juristischen Entscheidung, beziehungsweise einer willkürlich gesetzten zeitlichen Zäsur.

Zusammengefasst ist *Whiteness* oder *Weißsein* eine soziale Kategorie, die sich historisch und lokal unterschiedlich ausgestaltet.¹⁴ Sie beinhaltet die Inklusion in ein dominantes Kollektiv und ist mit dem Besitz von spezifischen Privilegien verbunden. *Whiteness* wird

Kolonien, in: Wilfried Wagner u. a. Hg., Rassendiskriminierung, Kolonialpolitik und ethnisch-nationale Identität, Münster 1992, 145–160, 147.

12 Fatima El-Tayeb, Schwarze Deutsche. Der Diskurs um ‚Rasse‘ und nationale Identität 1890–1933, Frankfurt a. M./New York 2001, 95ff; Birthe Kundrus, Koloniale Behauptungen. Kolonialinteresse und Deutsch-Südwestafrika 1884–1914, Oldenburg (Habil.-schrift), 2002, 263.

13 Essner, Rauch, wie Anm. 11, 151.

14 Für weitere deutsche Forschungsarbeiten zu *Whiteness* vgl. bspw. Eske Wollrad, *Weißsein im Widerspruch – feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*, Köln/Weimar/Wien 2005; dies., *Wildniserfahrung – womanistische Herausforderung und eine Antwort aus Weißer feministischer Perspektive*, Gütersloh 1999; Katharina Walgenbach, *Weißer Dominanz. Zwischen struktureller Unsichtbarkeit, diskursiver Selbstaffirmation und kollektivem Handeln*, in: Sylke Bartmann u. a. Hg., *Kollektives Handeln. Politische Mobilisierung zwischen Struktur und Identität*, Düsseldorf 2002, 123–136; Ina Kerner, *Forschung jenseits von Schwesternschaft. Zu Feminismus, postkolonialen Theorien und Critical Whiteness Studies*, in: Cilja Harders, Heike Kahlert u. Delia Schindler Hg., *Forschungsfeld: Politik. Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften*, Wiesbaden 2005, 217–238; Susan Arndt, *Konzeptionen von Weiß-Sein, Feminismus und afrikanisch-feministische Literatur*, in: Monika Ehlers u. Eva Lezzi Hg., *Fremdes Begehren. Repräsentationsformen transkultureller Beziehungen*, Köln u.a. 2003, 107–120; Martina Tißberger, *Über Frauen und andere Ent-fremd-ete*, in: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 98/99, II/III (2001), 95–124; Michaela Wunsch, *Differenzen testen*, in: *jour fixe initiative berlin Hg.*, *Wie wird man fremd?*, Münster 2001, 207–229.

deshalb im Folgenden als soziale Position gefasst. Doch Weiße Dominanz soll hier nicht als monolithische Formation untersucht werden, vielmehr wird davon ausgegangen, dass *Whiteness* durch andere Kategorien wie Geschlecht oder Klasse gebrochen oder verstärkt werden kann.

2. Historischer Hintergrund und Material

Die Analyse der Subjektposition Weißer Frauen in den deutschen Kolonien ist deshalb interessant, da sie in sich Aspekte von Subordination *und* Dominanz integriert. Aus diesem Grund kann hier die Komplexität interdependenter Machtverhältnisse besonders anschaulich nachgezeichnet werden. Als Gegenstand der Analyse wurden Artikel des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft gewählt, welche dieser in seinem Vereinsorgan „Kolonie und Heimat“ publizierte. Der Auswertungszeitraum bezieht sich auf die Jahre 1907–1914.¹⁵ Die Diskurse des Frauenbundes sind aufschlussreich, da der Frauenbund eine wichtige Funktion bei der Auswanderung deutscher Frauen in die Kolonien übernahm und in unterschiedlicher Weise auch mit den Frauenkolonialschulen in Deutschland verbunden war.

2.1. Der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft

Der „Deutschkoloniale Frauenbund“, wie er zunächst heißen sollte, wurde 1907 in Berlin von Gattinnen führender Militärs, der Ministerialbürokratie und des deutschen Adels gegründet.¹⁶ Als er 1908 als korporatives Mitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft (DKG) beitrug, änderte er seinen Namen in „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft“. Zu den wichtigsten Zielen des Frauenbundes gehörte die Verhinderung von sogenannten „Mischehen“ in den deutschen Kolonien. Zu diesem Zweck vermittelte der Frauenbund ledige Dienstmädchen vor allem in die Siedlungskolonie Südwestafrika. Nach den Vorstellungen des Frauenbundes sollten die ausgewanderten Frauen dort deutsche Siedler heiraten und Weiße Familien gründen, welche den Kolonialbesitz langfristig sichern. Die meisten vermittelten Dienstmädchen hatten einen proletarischen Hintergrund.

Die Aktivitäten des Frauenbundes konzentrierten sich zunächst vornehmlich auf das Deutsche Kaiserreich. Neben der Stellenvermittlung gehörten die Verbreitung kolonialer

15 1907 ist das Gründungsjahr des Frauenbundes und 1914 begann der Erste Weltkrieg, mit dem das Deutsche Kaiserreich seine Kontrolle über die deutschen Kolonien faktisch verlor.

16 Landesarchiv Berlin (LA-B), B Rep. 042-Nr. 26164: Vereinsregister. Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft (1907–1957), Satzungsurschrift zur Vereinsregistrierung.

Propaganda und das Sammeln von Spenden und Rekrutieren von Mitgliedern zu den wichtigsten Tätigkeiten. Zu diesem Zweck wurden Vorträge organisiert, zu Kolonialfesten geladen oder koloniale Theaterstücke aufgeführt. In vielen Städten Deutschlands gründeten sich Abteilungen des Frauenbundes. Darüber hinaus sammelte der Frauenbund deutsche Bücher für die Kolonien, um den „geistigen Zusammenhang mit der Heimat“ zu stärken.¹⁷ Später verfolgte der Frauenbund auch Projekte in den Kolonien selber. Dabei konzentrierte er sich hauptsächlich auf die Kolonie Südwestafrika. Hier eröffnete er das Jugendheim Lüderitzbucht und das Heimathaus Keetmanshoop, auf das später noch zurückgekommen wird. Des Weiteren wurden ebenfalls Abteilungen in den deutschen Kolonien durch Aktivistinnen des Frauenbundes etabliert.¹⁸

Eine wichtige Zäsur in der Vereinsgeschichte des Frauenbundes war die Übernahme des Vorsitzes durch Hedwig Heyl im Jahre 1910. Geübt im Management von Projekten und Organisationen sorgte sie dafür, dass die Mitgliederzahl innerhalb weniger Jahre von 3.925 (1909) auf 14.605 (1912) Personen anstieg.¹⁹ Mitglieder konnten sowohl Frauen als auch Männer werden. Die Berufsangaben der Mitglieder lassen auf einen primär bürgerlichen Hintergrund schließen.²⁰

Durch ihr umfassendes Engagement hatte Heyl Kontakte zu prominenten Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland wie Helene Lange, Gertrud Bäumer, Minna Cauer und Alice Salomon. So dürfte der Beitritt des Frauenbundes zum „Bund Deutscher Frauenvereine“ im Jahre 1911 in einem nicht unwesentlichen Maße auf den Einfluss von Hedwig Heyl zurückzuführen sein. Als Gattin eines Farbenfabrikanten machte sich Heyl in Deutschland zudem durch ihr soziales Engagement einen Namen. Ihre Koch- und Hauswirtschaftsschulen fanden im gesamten Deutschen Kaiserreich Verbreitung.²¹

2.2. Die Frauenkolonialschulen

Hedwig Heyls Interesse für Hauswirtschaft manifestierte sich auch in dem Engagement des Frauenbundes für die Frauenkolonialschulen in Deutschland. In diesen Schulen sollten Töchter ‚gebildeter Stände‘ in hauswirtschaftlichen Tätigkeiten für die Kolonien unterwiesen werden. Insgesamt beteiligte sich der Frauenbund bis zum Ersten Weltkrieg an der

17 Ohne AutorInnenangabe, *Kolonie und Heimat*, V, 36 (1912), 9.

18 Zum Frauenbund siehe auch: Lora Wildenthal, *German Women for Empire, 1884–1945*, London 2001 u. dies., *Rasse und Kultur. Frauenorganisationen in der deutschen Kolonialbewegung des Kaiserreichs*, in: Birthe Kundrus Hg., *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt a. M. 2003, 202–219.

19 Angaben auf den Generalversammlungen des Frauenbundes: Walgenbach, *Frau*, wie Anm. 9, 90.

20 Siehe z. B. ohne AutorInnenangabe, *Kolonie und Heimat*, II, 8 (1908), 8.

21 Hedwig Heyl, *Aus meinem Leben*, Berlin 1925; Wildenthal, *Women*, wie Anm. 18, 156ff.

Gründung von drei Frauenkolonialschulen: Witzenhausen (1908),²² Bad Weilbach (1911)²³ und Carthaus bei Trier (1911).²⁴

Alle drei Projekte waren nicht sonderlich erfolgreich, da Zielgruppe und Ausbildungskonzept zu stark divergierten. Zugespißt formuliert, sollten bürgerliche Frauen in den Kolonialschulen zu Tätigkeiten ausgebildet werden, die man in ihren Familien den Dienstboten überließ. Proletarische Frauen konnten die mit einem Lehrgang verbundenen Kosten dagegen nicht aufbringen,²⁵ zudem waren sie gewohnt, die entsprechenden Tätigkeiten auch ohne Ausbildung auszuüben. Die geringen Schülerinnenzahlen führten deshalb zu einer baldigen Schließung der genannten Schulen.²⁶

Erfolgreicher verlief 1910 der Betrieb des Heimathauses Keetmanshoop in Südwestafrika, in dem junge Frauen ohne konkrete Stellenangebote in den Kolonien für ca. drei Monate in kolonialer Hauswirtschaft unterwiesen wurden. Im Unterschied zu den oben angeführten Frauenkolonialschulen, wurde dieses Projekt allein vom Frauenbund der DKG durchgeführt.²⁷

Die Gründung des Heimathauses hatte aber auch klassenspezifische und rassistische Komponenten. Im Gegensatz zu den Frauenkolonialschulen richtete sich das Heimathaus nämlich auch an proletarische Frauen. Somit ist das Heimathaus ein weiteres Beispiel dafür, wie über hauswirtschaftliche Ausbildungseinrichtungen bürgerliche Praxisformen

22 Ohne AutorInnenangabe, Die außerordentliche Hauptversammlung in Magdeburg am 15. November 1909, in: *Kolonie und Heimat*, III, 7 (1909), 8 u. Hedwig Heyl, Begrüßungsrede der Vorsitzenden, in: *Kolonie und Heimat*, IV, 42 (1911), 8. Zur Frauenkolonialschule Witzenhausen siehe auch: Mechthild Rommel u. Hulda Rautenberg, Die Kolonialen Frauenschulen von 1908–1945, in: *Der Tropenlandwirt. Zeitschrift für die Landwirtschaft in den Tropen und Subtropen*, Beiheft 16 (1983), 5–86.

23 Ohne AutorInnenangabe, Die Kolonialschule Witzenhausen, in: *Kolonie und Heimat*, IV, 47 (1911), 8; Hedwig Heyl, Die Kolonial-Frauenschule in Weilbach, in: *Kolonie und Heimat*, V, 41 (1912), 8f; Hedwig Heyl, Vereinbarung Frauenbund mit Kolonialschule Weilbach, in: *Kolonie und Heimat*, VI, 21 (1913), 8; vgl. auch Karen Smidt, *Germania führt die Frau nach Südwest. Auswanderung, Leben und soziale Konflikte deutscher Frauen in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika 1884–1920*, Magdeburg (Diss.) 1994, 79.

24 Ohne AutorInnenangabe, Die Kolonialhaushaltsschule Carthaus bei Trier, in: *Kolonie und Heimat*, VI, 52 (1913), 8; vgl. Martha Mamozai, *Schwarze Frau, Weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien*, Reinbek bei Hamburg 1989, 144.

25 Für den Lehrgang, den Pensionspreis, die Mittel zur Ausreise und die entsprechende Ausrüstung für die Kolonien, mussten die jungen Frauen in der Lage sein, an die 3.000,- Mark aufzubringen: Ohne AutorInnenangabe, Kolonial-Frauenschule, in: *Kolonie und Heimat*, I, 10 (1908), 13.

26 In Witzenhausen registrierten sich zum Zeitpunkt der Eröffnung nur vier Schülerinnen: Rommel/Rautenberg, *Frauenschulen*, wie Anm. 22, 18. Zur Jahreshauptversammlung des Frauenbundes im Jahre 1909 hatte sich die Schülerinnenzahl lediglich verdoppeln können: Hauptversammlung, wie Anm. 22, 8. Deshalb wurde die Frauenschule in Witzenhausen bereits am 1. Oktober 1910 wieder geschlossen, vgl. Rommel/Rautenberg, ebd., 20. In Bad Weilbach wurden bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges insgesamt 14 Schülerinnen ausgebildet: Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 79.

27 Ohne AutorInnenangabe, *Kolonie und Heimat*, XI, 41 (1918), 6; Else Frobenius, *10 Jahre Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft*, Berlin 1918, 14–18.

der Reproduktion vermittelt werden sollten.²⁸ Ferner lag Keetmanshoop im Süden der Kolonie „Deutsch-Südwest“ und wurde vom Frauenbund strategisch ausgesucht, um ein „Bollwerk“ gegen die „Mischlingsbevölkerung“ und zunehmende „Verburung des Südens“ zu errichten. Es sollte „einen Stützpunkt für das Deutschtum abgeben, von dem aus Zucht und Sitte in das Land getragen wird.“²⁹

2.3. Die Zeitschrift ‚Kolonie und Heimat‘

Als Vereinsorgan wählte der Frauenbund die Kolonialzeitschrift „Kolonie und Heimat“.³⁰ Diese erschien 1907 zunächst 14-tägig und ab 1910 wöchentlich. Nach eigenen Aussagen hatte sie zu jener Zeit bereits 100.000 AbonnentInnen. Sie umfasste ca. 16 bis 20 Seiten und widmete sich diversen kolonialen Themen. In der Landschaft deutscher Kolonialzeitschriften zeichnete sich „Kolonie und Heimat“ dadurch aus, dass die gesamte deutsche Familie durch die Beiträge angesprochen werden sollte. Das Blatt wurde sowohl in den Kolonien als auch im Deutschen Kaiserreich gelesen.

Für den Frauenbund waren in „Kolonie und Heimat“ in der Regel ein bis zwei Seiten reserviert, auf denen dieser seine „Mitteilungen“ veröffentlichte. Unter dieser Rubrik publizierte er seine Vereinsinterna, gab praktische Hinweise für das Leben in den Kolonien und reflektierte über den speziellen Kolonialauftrag ‚der deutschen Frau‘.³¹ Für den Frauenbund publizierten Frauen *und* Männer. Nicht alle AutorInnen, die sich zu kolonialen Fragen äußerten, haben die deutschen Kolonien zudem jemals selbst gesehen.

28 Schon in Deutschland sah man in der hauswirtschaftlichen Unterweisung von proletarischen Frauen einen Beitrag zur Lösung der „sozialen Frage“: Ein „wohliges Zuhause“ sollte männlichen Alkoholismus und sozialdemokratische Betätigung verhindern. Die arbeitende Bevölkerung sollte zur Sparsamkeit erzogen und die proletarische Frau ihrem „natürlichen Beruf“ entgegengeführt werden. Es ging damit auch um eine soziale Befriedungsstrategie: Kirsten Schlegel-Matthies, *Im Haus und am Herd. Der Wandel des Hausfrauenbildes und der Hausarbeit 1880–1930*, 1995, 80 u. 101–111; vgl. auch: Cornelia Eichhorn, *Im Dienste des Gemeinwohls- Frauenbewegung und Nationalstaat*, in: dies. u. Sabine Grimm Hg., *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik*, Berlin/Amsterdam 1994, 77–91, 82.

29 Ohne AutorInnenangabe, *Aufruf zu Sammlungen für das Mädchenheim in Keetmanshoop*, in: *Kolonie und Heimat*, II, 22 (1909), 8 u. unter demselben Titel: *Kolonie und Heimat*, II, 25 (1909), 8.

30 Die geschäftliche und redaktionelle Leitung lag allerdings nicht in der Verantwortung des Frauenbundes: Ohne AutorInnenangabe, *Bericht über den Frauenbund 1910*, in: *Kolonie und Heimat*, IV, 43 (1911), 8; Der Herausgeber der Zeitschrift Eduard Buchmann war viele Jahre im Ausschuss des Frauenbundes vertreten: Bundesarchiv Berlin (BA-B), R 8023/DKG, Bestand Deutsche Kolonialgesellschaft, Nr. 153.

31 Insgesamt wurden 127 Artikel des Frauenbundes inhaltsanalytisch ausgewertet. Die hier referierten Ergebnisse sind nur ein Ausschnitt der breiter angelegten Analyse. Für eine detaillierte Beschreibung des methodischen Vorgehens vgl.: Katharina Walgenbach, *Weißer Identität, Geschlecht und Klasse in den deutschen Kolonien. Diskurse des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft (1907–1914)*, Kiel (Diss.) 2004.

3. Emanzipation oder emanzipatorische Rhetorik?

Verbanden der Frauenbund der DKG und die Frauenkolonialschulen mit ihrer Partizipation am kolonialen Projekt auch Hoffnungen auf eigene Befreiung oder zumindest Maximierungen der eigenen Lebensoptionen? Verfolgten sie neben der Durchsetzung nationalistischer Dominanzansprüche gleichzeitig auch emanzipatorische Ziele? Um diese Fragen beantworten zu können, erscheint es zunächst notwendig, den Begriff Emanzipation näher zu definieren.

In der Ersten Frauenbewegung in Deutschland verstand man unter Frauenemanzipation durchaus unterschiedliche Ziele, Inhalte und Strategien.³² Dies lässt sich unter anderem auf die differenten sozialen Lebenslagen von Frauen zurückführen. So ging es proletarischen Frauen in Deutschland um Fragen wie Lohnarbeit, Arbeitsschutz oder Klassenkampf. Bürgerliche Frauen kämpften hingegen eher für höhere Bildung und Qualifikation.

Ferner orientierten sich die Forderungen der Frauenbewegung an unterschiedlichen Paradigmen: Während sich die einen in der Tradition der französischen Revolution und den Ideen der Aufklärung auf die *Gleichheit* von Männern und Frauen beriefen, hoben die anderen die *Differenz* der Geschlechter hervor und betonten ihre angeblich spezifisch „weiblichen Fähigkeiten“. So gewann das Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ besonders in der bürgerlichen Frauenbewegung seit 1870 zunehmend an Hegemonie. Die eigenen Aktivitäten wurden dabei als „Liebestätigkeit“ markiert, deren Ziel die Expansion des „weiblichen Kultureinflusses“ auf Familie *und* Gesellschaft war.³³

Die hier favorisierte Definition von Emanzipation entspricht deshalb nicht in jedem Fall zeitgenössischen Diskursen, sondern fragt aus *heutiger* Sicht nach etwaigen Veränderungen von sozialstrukturellen Faktoren im hierarchischen Weißen Geschlechterverhältnis. Unter Emanzipation in Bezug auf Geschlecht soll deshalb verstanden werden, dass sich die ökonomischen, politischen, sozialen und juristischen Ungleichheiten zwischen Weißen Männern und Frauen in den deutschen Kolonien modifizieren oder aufheben. Emanzipation wäre demnach mehr als die partielle Erweiterung von Handlungsspielräumen, sie wäre eine strukturelle Errungenschaft.

Wie in den obigen Formulierungen angedeutet, konzentriert sich die folgende Analyse dabei aufgrund der Materialauswahl und der Fragestellung auf *Weisse* Frauen und untersucht primär das Geschlechterverhältnis zwischen *Weissen*. Aufgrund der gebotenen Kürze kann nicht im Detail auf das Verhältnis der Frauenbundes zu Schwarzen Frauen und Män-

32 Ute Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek bei Hamburg 1990; Herrad Schenk, Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland, München 1990; Rosemarie Nave-Herz, Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Hannover 1989.

33 Herrad-Ulrike Bussemer, Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum. Sozialgeschichte der Frauenbewegung in der Reichsgründungszeit, Weinheim/Basel 1985, 245; Schenk, Herausforderung, wie Anm. 32, 22; Eichhorn, Dienste, wie Anm. 28, 84.

nern eingegangen werden.³⁴ Insofern sind die präsentierten Ergebnisse auch als partiell anzusehen, wenn es um die Analyse von Geschlechterverhältnissen geht.

Zusammengefasst soll es in diesem Artikel nicht darum gehen, den Frauenbund oder die Frauenkolonialschulen an ihren eigenen Zielen und Emanzipationsverständnissen zu messen, vielmehr werden sie als Organisation oder Institution einer kritischen Prüfung unterzogen bezüglich ihres Potentials für gesellschaftliche Veränderungen. Ferner soll untersucht werden, inwiefern deren emanzipatorische Rhetorik sich kohärent zur artikulierten Gesamtprogrammatisierung verhält.

Für den Frauenbund bedeutete die „Frauenfrage“ in erster Linie die Beseitigung des „Frauenmangels“ in den Kolonien.³⁵ Mit diesem Verständnis wollte der Frauenbund der sozialen Notlage bürgerlicher Frauen zur damaligen Zeit begegnen. Diese betraf insbesondere unverheiratete Frauen, da ihnen standesgemäß nur wenige Berufe wie Lehrerin, Gouvernante oder Gesellschafterin offenstanden.³⁶ Folglich wurde auch die Gründung der Frauenkolonialschule in Carthaus bei Trier damit legitimiert, dass man auf eine „brennende Frauenfrage“ reagiere.³⁷

Statt also eine Verbesserung der Erwerbsmöglichkeiten bürgerlicher Frauen zu erkämpfen, sollten Frauen nach Ansicht des Frauenbundes in den Kolonien ihrem „natürlichen Beruf“ als Hausfrau und Mutter nachgehen.³⁸ Obwohl der Frauenbund sich des Öfteren positiv auf den Begriff der „Frauenfrage“ bezog, ging es ihm nicht um Probleme wie ungleiche Ressourcenverteilung, Rechtsansprüche oder Handlungsspielräume.

Die Forderung des Frauenbundes nach mehr „gebildeten Frauen“ ist nicht als Plädoyer für eine verbesserte Frauenbildung im Allgemeinen zu verstehen. Die Artikel in „Kolonie und Heimat“ machen vielmehr deutlich, dass sich die Bildungsziele auf hauswirtschaftliche Tätigkeiten reduzieren: Haushaltsführung, Gartenbau, Kleintierhaltung, Kindererziehung, Pflege der Familienangehörigen und Dienstbotenführung.

34 Vgl. Walgenbach, Identität, wie Anm. 31, 170ff u. 212–217.

35 Der Begriff „Frauenmangel“ verweist nicht allein auf ein quantitatives Defizit, er trägt vielmehr biopolitische Bedeutungsaspekte in sich. Gemeint waren hier nämlich lediglich *Weißer* Frauen in den Kolonien. Zu Verbindungen der ersten Frauenbewegung mit Nationalismen, Bevölkerungspolitik, Eugenik und Kriegspropaganda vgl. z. B.: Ute Planert, Vater Staat und Mutter Germania: Zur Politisierung des weiblichen Geschlechts im 19. und 20. Jahrhundert, in: dies. Hg., Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt a. M./New York 2000, 15–65; Roger Chickering, „Casting their gaze more broadly“. Women's patriotic activism in imperial Germany, in: Past & Present, 118 (1988), 156–185; Pascal Grosse, Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918, Frankfurt a. M./New York 2000, 168–176.

36 Bussemer, Frauenemanzipation, wie Anm. 33, 24; Ingeborg Weber-Kellermann, Frauenleben im 19. Jahrhundert, München 1988, 100; Schenk, Herausforderung, wie Anm. 32, 26; Nave-Herz, Geschichte, wie Anm. 32, 16.

37 Kolonialhaushaltsschule, wie Anm. 24, 8.

38 Vgl. bspw. Pauline von Montgelas, Die Frau in den Kolonien Teil I, in: Kolonie und Heimat, III, 1 (1909), 8 (abgedrucktes Vortragsmanuskript für die dritte Generalversammlung des katholischen Frauenbundes im Oktober 1908).

Gleichwohl es auch andere Positionen in der Ersten deutschen Frauenbewegung gab, sah der Frauenbund die hauswirtschaftliche Bildung weniger als Erwerbsmöglichkeit oder als Instrument, unpolitische und konservative Frauen an die Frauenbewegung zu binden,³⁹ sondern eher als weibliche Persönlichkeitsbildung, als Vorbereitung für die Ehe. Es ging dem Frauenbund also eher um eine Profilierung als um eine Professionalisierung der Hausarbeit.

Dieselbe Orientierung zeigt sich auch in den Lehrplänen der Frauenkolonialschulen.⁴⁰ So wird für die Kolonialschule zu Carthaus bei Trier mit folgenden Worten geworben:

Nicht gelehrte Bildung, nicht unpraktische Vielwisserei vermittelt sie ihnen [den Schülerinnen, K. W.]. Aber sie will sie tüchtig machen in allem, was zum eigentlichen Beruf der Frauen gehört, und sie besonders auf dem Gebiete ausbilden, wo die Frau bodenständig ist und ihre weibliche Eigenart am besten zur Entfaltung kommt.⁴¹

Wie bei dem Begriff der „Frauenfrage“ lässt sich hier die Strategie identifizieren, emanzipatorische Diskurse oder Termini aufzugreifen und konservativ zu wenden. So wird mit dem Terminus „Beruf“ implizit an Diskurse über weibliche Berufstätigkeit angeknüpft. Damit meinte der Frauenbund allerdings nicht, dass Frauen qualifizierte Tätigkeiten ausüben sollen, die entlohnt werden und durch die sie das öffentliche Leben gestalten. Durch die Bedeutungsverschiebung von „Beruf“ in „Berufung“ naturalisieren die Autorinnen vielmehr den Begriff und rauben ihm damit sein emanzipatorisches Potenzial.

In einer Zeit, in der sich Frauen in Deutschland den Zugang zum Studium erkämpften, setzten sich der Frauenbund und die Frauenkolonialschulen demnach dafür ein, dass sich bürgerliche Frauen mit einer hauswirtschaftlichen Fachbildung für den unbezahlten Reproduktionssektor qualifizierten.⁴² Da es dem Frauenbund an Utopien mangelte, neue und vor allem stathöhere Berufsbilder für Frauen zu kreieren und durchzusetzen sollten „gebildete Frauen“ als Stützen in die Kolonien auswandern und dort deutsche Siedler ehe-lichen. Mit der Heirat sollte dann auch die eigene Berufstätigkeit beendet werden.

39 Vgl. Schlegel-Matthies, Haus, wie Anm. 28, 118f.

40 Für Witzenhausen vgl.: Zech, Kolonialschule, wie Anm. 1, 6; für Carthaus bei Trier vgl. Kolonialhaushaltsschule, wie Anm. 24, 8; für Bad Weilbach vgl. Heyl, Kolonial-Frauenschule, wie Anm. 23, 8f.

41 Kolonialhaushaltsschule, wie Anm. 24, 8.

42 In Bezug auf den Frauenbund lassen sich lediglich zwei Ausnahmen in dem analysierten Material identifizieren. Zum einen verweist Hedwig Heyl im Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine auf die Funktion einer hauswirtschaftlichen Fachbildung für neue Frauenberufe im sozialen und landwirtschaftlichen Bereich: zitiert nach Gertrud von Hatten, Der Frauenbund auf der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“, Kolonie und Heimat, V, 18 (1912), 8. Zum anderen formuliert Pauline von Montgela die Vision von Frauen als Ärztinnen oder Leiterinnen wirtschaftlicher Betriebe in den Kolonien. Allerdings stellt sie wenig später klar, dass die Ausübung stathöherer Berufe lediglich unverheirateten Frauen vorbehalten bleiben sollte: Pauline v. Montgela, Die Frau in den Kolonien Teil III, in: Kolonie und Heimat, III, 2 (1909), 8.

Der Rekurs auf die „gebildete Frau“ hatte allerdings noch weitere Hintergründe. So machte sich der Frauenbund nämlich, gemäß dem bürgerlichen Hintergrund seiner Mitglieder, ganz besonders für die Zielgruppe der „gebildeten Frauen“ stark. Denn diese seien seiner Ansicht nach vor allem für die „Kulturarbeit“ in den Kolonien prädestiniert.⁴³ Folglich ging es dem Frauenbund bei seiner Forderung nach mehr „gebildeten Frauen“ für die Kolonien nicht etwa um eine verbesserte Ausbildung von Frauen allgemein beziehungsweise einen verbesserten Zugang für Frauen zu Gymnasien oder Universitäten im Deutschen Kaiserreich. Vielmehr bezeichnete er mit dem Begriff „gebildete Frauen“ lediglich einen Klassenstatus, das heißt den Ausbildungsgrad „höherer Töchter“. Der Ruf nach mehr gebildeten Frauen bedeutete demnach lediglich, dass mehr bürgerliche Frauen in die Kolonien ausreisen sollten.

Mit dem Konzept des Frauenbundes zur „Frauenbildung“ wurden folglich selbst jene Frauen in einem niedrigen Status gehalten, für die sich zu jener Zeit aufgrund ihres sozialen Hintergrundes und des historischen Wandels auch neue Chancen andeuteten. Von einem emanzipatorischen Potenzial dieses Konzepts kann deshalb nicht die Rede sein.

Dennoch lässt sich in den Artikeln des Frauenbundes häufig eine emanzipatorische Rhetorik identifizieren. Zum Beispiel schreibt Lotte Hoppe, dass die „moderne Frau“ sich nicht mehr den Anforderungen des öffentlichen Lebens entziehen kann, wenn es sich „um Dinge von so grossem Werte für unser Volk, wie die Kolonien es sind, handelt“.⁴⁴ In „Kolonie und Heimat“ findet sich zudem immer wieder das Motiv der „starken und mutigen Frau“, die in den Kolonien Pionierarbeit leistet.⁴⁵ In diesem Zusammenhang sind die symbolischen Figuren der „weiblichen Reisenden“ und der „unabhängigen Farmersfrau“ besonders erwähnenswert.⁴⁶

Sieht man diese idealisierten Figuren in ihrem Gesamtkontext, werden allerdings erneute Relativierungen deutlich. Wurde die Figur der weiblichen Reisenden vom Frauenbund mitunter positiv herausgestellt, so verurteilte er diese in anderen Passagen wieder, etwa wenn er angebliche Sensationsgelüste ausreisewilliger Frauen kritisierte oder stellen-

43 Vgl. z. B.: Hedwig Heyl, Die Hauptversammlung des Frauenbundes, *Kolonie und Heimat*, III, 22 (1910), 8; Zech, *Kolonialschule*, wie Anm. 1, 6; Margarete Schnitzker, Die Auswahl der Mädchen für Südwest, in: *Kolonie und Heimat*, V, 16 (1911), 9; Gertrud von Hatten, Die Frauenfrage in den deutschen Kolonien, *Kolonie und Heimat*, VI, 19 (1913), 8. Doch gab es in den Kolonien offenbar kaum Bedarf an „gebildeten Frauen“, was von den AutorInnen wiederholt bedauert wurde: Ohne AutorInnenangabe, Die Entwicklung des Frauenbundes der DKG, in: *Kolonie und Heimat*, V, 36 (1912), 9 u. Clara Brockmann, Deutsche Frauen in Südwestafrika, in: *Kolonie und Heimat*, II, 22 (1909), 2.

44 Lotte Hoppe, Wie können die Frauen Südwestafrikas die Bestrebungen des kolonialen Frauenbundes unterstützen?, in: *Kolonie und Heimat*, III, 9 (1910), 8 (der Artikel wurde fälschlicherweise mit dem Namen Neugebohrn unterzeichnet, in *Kolonie und Heimat* III, 15 [1910], 8 wurde der Irrtum allerdings aufgeklärt); Zur Rhetorik der ‚modernen Frau‘ vgl. Montgelas, Frau, wie Anm. 38, 8.

45 Vgl. u. a. H. von Geldern, Aus dem Leben deutscher Frauen in Ostafrika, *Kolonie und Heimat*, VII, 15 (1913), 8 u. H. Moeller-Eduardsfelde, Ueber den Mut und die Tüchtigkeit der deutschen Frau in Südwestafrika, in *Kolonie und Heimat* IV, 8 (1910), 13.

46 Siehe ausführlich Walgenbach, *Identität*, wie Anm. 31, 163ff.

suchende Dienstmädchen warnte, die Kolonien lediglich als Raum zur Befriedigung der eigenen Abenteuerlust anzusehen.⁴⁷

Die patente Leitfigur der „Farmersfrau“ wurde in „Kolonie und Heimat“ ebenfalls häufig romantisiert.⁴⁸ Eine Erklärung dafür könnte sein, dass sich die Autorinnen von der ländlichen Struktur der Kolonie Südwafrika eine Rückkehr zur vorindustriellen Ordnung des ‚Ganzen Hauses‘ versprochen, unter dessen Dach es noch keine ausdifferenzierte geschlechtlich kodierte Trennung von Produktion und Reproduktion gab.⁴⁹ In ihrer romantisierenden Retrospektive blendeten die Autorinnen die religiös legitimierte Geschlechterhierarchie im Feudalismus allerdings vollständig aus.

Die Mystifizierung der „Farmersfrau“ als autonome Figur darf auch nicht darüber hinweg täuschen, dass es sich in den Erzählungen des Frauenbundes meist um Ehefrauen oder Witwen handelte. Biografien unverheirateter autonomer Frauen in den Kolonien hatten in „Kolonie und Heimat“ dagegen keinen Platz.

4. Komplementäre Geschlechterutopien

Die vorangegangenen Ausführungen deuten bereits an, dass der Frauenbund für die Kolonien im Grunde konservative Geschlechterutopien verfolgte. Dabei dienten die deutschen Kolonien den KolonistInnen und KolonialagitorInnen in anderen Fragen durchaus als Projektionsfläche für bisher uneingelöste Interessen, Ansprüche und Sehnsüchte.⁵⁰ Dies zeigte sich beispielsweise in Begriffen wie „Neudeutschland“, der auch von den Autorinnen des Frauenbundes favorisiert wurde. Ferner wurden die Kolonien den LeserInnen von „Kolonie und Heimat“ als besonderer Ort der Persönlichkeitsentfaltung offeriert.⁵¹

Doch im Gegensatz zu diesen visionären Diskursen reduzierten sich die Geschlechterzuschreibungen des Frauenbundes auf die zur damaligen Zeit etablierten, komplementären Entwürfe von Geschlechterverhältnissen. Deutsche Frauen sollten „Trägerinnen deutscher Zucht und Sitte“ in den Kolonien sein, wie immer wieder betont wurde. Die erste Vorsit-

47 Clara Brockmann, Deutsches Frauenleben in Südwest, in: Kolonie und Heimat, II, 11 (1909), 3; Schnitzker, Auswahl, wie Anm. 43.

48 So argumentiert Pauline Gräfin von Montgelas, dass sich in den Siedlungskolonien die „Produktionsweisen unsrer“ Vorfahren wiederfinden würden, in denen die Frau „wieder in die Stellung, die vergangene Jahrhunderte ihr gaben“ versetzt würden: Montgelas, Frau, wie Anm. 42, 8. Ein vergleichbares Zitat findet sich auch bei Heyl, Hauptversammlung, wie Anm. 43, 8.

49 Zum Produktionsmodus des ‚Ganzen Hauses‘ siehe: Karin Hausen, Die Polarisierung der Geschlechtercharaktere im 19. Jh. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze Hg., Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, 363–393; Schlegel-Matthies, Haus, wie Anm. 28.

50 Horst Gründer Hg., „... da und dort ein junges Deutschland gründen“. Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, München 1999, 51.

51 Paul Rohrbach, Was war Südwest, was ist es und was kann es werden?, in: Kolonie und Heimat, III, 25 (1910), 8.

zende in der Geschichte des Frauenbundes, Adda von Liliencron, fasste die geschlechtliche Aufgabenteilung wie folgt zusammen: „Der deutsche Soldat hat das Land mit dem Schwerte erobert, der deutsche Farmer und Kaufmann sucht seine wirtschaftliche Nutzbarmachung, aber die deutsche Frau ist allein berufen und imstande, es deutsch zu erhalten.“⁵²

Die Repräsentation deutscher Frauen als „Kulturfaktor“ gehörte zur wichtigsten Legitimationsressource der politischen Betätigung des Frauenbundes. Hier zeigt sich, wie anschlussfähig das Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ für die koloniale Propaganda war. Nach Cornelia Eichhorn war die „Politik der Mütterlichkeit“ insgesamt ein wichtiger Motor zur Nationalisierung der deutschen Gesellschaft. Mit der Idee, dass deutsche Frauen ihre „sittliche Kraft“ einer „Volksfamilie“ zur Verfügung stellten, organisierten bürgerliche Frauen einen nationalen Konsens.⁵³ Durch ihre Konstruktion des „Volkes als erweiterte Familie“ stellten sie Bedeutungen zur Verfügung, die auf diskursiver Ebene eine permanente Übersetzung von Familie in Nation und Nation in Familie erlaubten.⁵⁴ Damit kreierten sie einen Interpretationshorizont, an dem vor allem weibliche Mitbürger anknüpfen konnten.⁵⁵ Nach Ute Planert muss die nationalistische Orientierung von Teilen der Ersten deutschen Frauenbewegung unter anderem damit erklärt werden, dass die Emanzipation zur Staatsbürgerschaft historisch immer mit Kriegseinsatz und Opferbereitschaft für das Vaterland verbunden war.⁵⁶ Darüber hinaus adelte der Bezug auf die Nation scheinbar profane Tätigkeiten, die als weiblich kodifiziert wurden. Nicht zuletzt führte etwa die freiwillige Krankenpflege während nationaler Kriege zu deren Institutionalisierung und Professionalisierung.⁵⁷

Dieser kleine Exkurs zeigt, dass sich der Frauenbund mit seiner Kolonialpropaganda politisch nicht im Widerspruch zu bedeutsamen Teilen der bürgerlichen Frauenbewegung

52 Adda von Liliencron, Die Frauenfrage in den Kolonien und die Bestrebungen des Frauenbundes der DKG, in: *Kolonie und Heimat*, II, 4 (1908), 8.

53 Eichhorn, *Dienste*, wie Anm. 28; vgl. auch Bussemer, *Frauenemanzipation*, wie Anm. 33, 247 u. Planert, *Vater*, wie Anm. 35.

54 Hier ist anzumerken, dass auch der Volksbegriff in Deutschland aufgrund seiner Geschichte als „verspätete Nation“ (Helmuth Plessner, *Die verspätete Nation*, Frankfurt a. M. 1994) eine besonders biologische Prägung aufweist. So weist z. B. Hannah Arendt darauf hin, dass sich die Vorstellung einer „Blutgemeinschaft“ in Deutschland historisch insbesondere um 1800 im Konflikt mit Frankreich herausgebildet hat. Sie führt den bedeutsamen Einfluss völkischen Denkens in Deutschland auf die politische Verlegenheit zurück, dass die Grenzen der deutschen Nation lange Zeit weder historisch noch geographisch eindeutig definiert waren: Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München 2001, 365ff.

55 Eichhorn, *Dienste*, wie Anm. 28, 81.

56 Ute Planert, *Nationalismus und weibliche Politik: Zur Einführung*, in: dies. Hg., *Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne*, Frankfurt a. M./New York 2000, 9–14.

57 Planert, *Vater*, wie Anm. 35, 29 u. 39.

befand, vielmehr konnte er an vorhandene Diskursangebote anknüpfen.⁵⁸ Die programmatische Ausrichtung des Bunds deutscher Frauenvereine auf eine Politik der „geistigen Mütterlichkeit“ zeigt zudem, dass die reine Mitgliedschaft des Frauenbundes noch kein Indikator für sein emanzipatorisches Potential sein. Schließlich reichte für den Beitritt die Überzeugung aus, dass Frauen einen spezifisch weiblichen Kulturauftrag zu verrichten hätten.⁵⁹ Emanzipatorische Zielsetzungen, wie materielle Statusverbesserung oder Erweiterung politischer und juristischer Rechte für Frauen gehörten nicht zwingend dazu.

Während deutsche Frauen also dem Bereich der ‚Kultur‘ zugeordnet wurden, verwiesen die AutorInnen des Frauenbundes deutsche Männer symbolisch in den Bereich der ‚Natur‘.⁶⁰ Die Virilität des Mannes wurde als nützlich angesehen, solange es um den Prozess des Eroberns und der militärischen Unterwerfung der Kolonien geht. Der negative Effekt der angeblichen Nähe des Mannes zur ‚Natur‘ manifestierte sich nach Ansicht des Frauenbundes allerdings in dem bereits erwähnten Phänomen des ‚Verkafferns‘. Die deutsche Frau sollte deshalb verhindern, dass der Mann in den Kolonien von der ‚Natur‘ absorbiert wird und seine ‚Kultur‘ verliert.

Die Zielobjekte der kulturellen Kolonisierung sind für den Frauenbund demnach interessanterweise weniger die Kolonisierten als die deutschen Kolonisten selbst. Zugespielt formuliert, zielte der Frauenbund auf die Zivilisierung der „Weißen Rasse“ in den Kolonien ab.⁶¹ Es geht ihm also um die Selbstaffirmation eines Weißen Kollektivs;⁶² das heißt um die Homogenisierungsprozesse eines Kollektivs, von dem zwar behauptet wird, dass es ‚von Natur aus‘ existiere, welches aber durch soziale, politische und juristische Diskurse und Praktiken erst hergestellt werden muss.

Dies gilt auch für die Herstellung einer Weißen Geschlechtsidentität, welche in den Kolonien ebenfalls nicht ‚von Natur aus‘ existierte. So wurde in den Artikeln des Frauenbundes wiederholt darauf verwiesen, dass die Kolonistin deutsche Zucht, Sitte, Familiengeist, Bildung, Zivilisation, Kultur und christlichen Idealismus in den Kolonien repräsentieren

58 Über den umgekehrten Einfluss des Frauenbundes auf die Erste Frauenbewegung liegen derzeit keine Erkenntnisse vor. Angesichts der Kontakte von Hedwig Heyl und der Einbindung des Frauenbundes in Strukturen der bürgerlichen Frauenbewegung könnte eine solche Untersuchung interessant sein.

59 Agnes Zahn-Harnack, *Die Frauenbewegung – Geschichte, Probleme, Ziele*, Berlin 1928, 21.

60 Vgl. Katharina Walgenbach, *Rassenpolitik und Geschlecht in Deutsch-Südwestafrika (1907–1914)*, in: Frank Becker Hg., *Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich*, Stuttgart 2004, 165–183. Die Kontingenz der sozialen Zuschreibungen von ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ zeigt sich darin, dass es eine europäisch-philosophische Tradition gibt, in der diese Dichotomie genau im umgekehrten Sinne geschlechtlich konnotiert wurde. So werden in organischen Welt-erklärungen bis in das 16. Jahrhundert oder in der Naturphilosophie Frances Bacons Frauen noch dem Bereich der ‚Natur‘ zugeordnet: Carolyn Merchant, *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*, München 1987, 178; Barbara Duden, *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1987, 34; Elvira Scheich, *Naturbeherrschung und Weiblichkeit*, Pfaffenweiler 1993.

61 Vgl. dazu ausführlicher Walgenbach, *Frau*, wie Anm. 9, 125ff.

62 Zum Begriff der Selbstaffirmation siehe Walgenbach, *Selbstaffirmation*, wie Anm. 7.

solle. Adda von Liliencron schrieb zum Beispiel: „Die Art Ihres Auftretens drüben, ihr Wandel, ihre ganze Persönlichkeit soll das Gepräge deutscher Zucht und Sitte tragen, das wird das Deutschtum immer mehr heben und ihm Anhänger gewinnen“. ⁶³ Die genannten Attribute sollten dabei sowohl performiert als auch inkorporiert werden. ⁶⁴ So meinte Anna Gräfin von Zech: „... sie soll beseelt sein vom Geiste echten Christentums, die Hohepriesterin deutscher Zucht und Sitte, die Trägerin deutscher Kultur, ein Segen dem fernen Lande.“ ⁶⁵

Auf allen Ebenen wurden demnach permanente Aneignungsleistungen gefordert. ⁶⁶ Im Sinne Judith Butlers sind die angeführten Attribute allerdings nicht der natürliche *Ausdruck* einer Identität, sondern deren *konstituierende Elemente*. ⁶⁷ Mit anderen Worten: erst durch die Performanz ‚deutscher Zucht und Sitte‘ entstanden in den Kolonien hegemoniale Identitäten.

Das koloniale Postulat der Inszenierung Weißer Geschlechtsidentitäten korrelierte darüber hinaus mit klassenspezifischen und rassistischen Dominanzansprüchen. So sollte das ‚würdige Benehmen‘ Weißer Frauen die angebliche kulturelle Superiorität der deutschen KolonistInnen gegenüber den Kolonisierten repräsentieren und legitimieren: „Sie soll danach trachten, das Vertrauen dieser Menschen zu gewinnen, ihr Bestreben muss sein, den Nimbus zu rechtfertigen, mit dem kindlich naive Völker oft die Weissen umgeben“. ⁶⁸ Ein ‚respektables Benehmen‘ scheint demnach keine ‚natürliche‘ Disposition deutscher Frauen zu sein, es ist vielmehr eine Zielvorstellung, für die eine Leistung erbracht werden muss. Insbesondere proletarische Frauen wurden hier ermahnt, sich durch „respektables Verhalten“ den „höheren Status“ in den Kolonien auch zu verdienen. ⁶⁹

Schließlich bleibt darauf hinzuweisen, dass die Inszenierung und Inkorporation Weißer Geschlechtsidentitäten zwar mit einem dominanten Status in den Kolonien belohnt wurden, mit diesem ging aber ein Zwang zur Selbstdisziplinierung einher: Verhaltensspielräume wurden begrenzt, Körper angepasst, Alternativen disqualifiziert. Neben äußeren Zwängen traten folglich Normalisierungsanforderungen an die Subjekte zur Herstellung und Stabilisierung kohärenter, hegemonialer Identitäten. ⁷⁰

63 Adda von Liliencron, Was wir wollen, in: Kolonie und Heimat, III, 3 (1910), 8.

64 Der Begriff *Performanz* wird hier im Sinne Butlers gefasst: Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M., 1991, 200ff. Unter *Inkorporation* wird mit Pierre Bourdieu die Verinnerlichung von Strukturen des sozialen Raums verstanden: Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M. 1987, 730.

65 Zech, Kolonialschule, wie Anm. 1, 6.

66 Zu den gesellschaftlichen Zwängen, die sich aus der weiblichen Rolle der Hüterin der nationalen Kollektivehe ergeben, vgl. Nira Yuval-Davis, Gender & Nation, London 1997, 14 u. 46.

67 Butler, Unbehagen, wie Anm. 64, 207.

68 Montgelas, Frau, wie Anm. 38. Vergleichbare Legitimationsstrategien identifiziert Cynthia Enloe in britischen Kolonialdiskursen: Cynthia Enloe, Banana, Beaches and Bases. Making Feminist Sense of International Politics, London 1989.

69 Vgl. Walgenbach, Frau, wie Anm. 9, 131ff u. 240ff.

70 Mit Michel Foucault würde Judith Butler allerdings nicht davon ausgehen, dass mit der Selbstdiszipli-

5. Die ‚gehobene Stellung‘ Weißer Frauen in den Kolonien

Gleichwohl der Frauenbund an einer Änderung der traditionellen Geschlechterordnung nicht interessiert war, wiesen seine Autorinnen wiederholt auf die ‚gehobene Stellung‘ der deutschen Frau in den Kolonien hin. So konstatierte beispielsweise Emmy Richter aus Dar-es-Salam (Ostafrika): „Wohl nirgends sonst auf der Welt wird uns deutschen Frauen von den Herren der Schöpfung soviel Verehrung entgegengebracht, wie gerade in unseren Kolonien.“⁷¹

Durch die ethnische Segregation in den Kolonien verstärkten sich die Beziehungen *innerhalb* des Weißen Kollektivs. Auf diesen Effekt vertrauend hegten deutsche Frauen die Hoffnung, dass die soziale Einheit ‚Familie‘ und damit auch ihre eigene soziale Stellung eine Aufwertung in den Kolonien erfahren könnte.⁷² Wie in der Einleitung erwähnt, sahen sich deutsche Frauen mit ihren weiblichen Leistungen und Eigenschaften in den Kolonien stärker geschätzt. Doch korrespondierten diese Wahrnehmungen mit einer tatsächlichen Aufhebung oder Transformation der hierarchischen Geschlechterverhältnisse in den Kolonien? Ein Vergleich der sozialstrukturellen Bedingungen für Weiße Frauen in den Kolonien gegenüber dem Deutschen Kaiserreich zeigt hier eher Kontinuitäten als Umbrüche.

Dem etablierten Leitbild nach sollten Frauen auch in den Kolonien eine Ehe eingehen und sich der Familie widmen. Der Ehemann verfügte dabei über alle Familienangelegenheiten zum Beispiel über das Familienvermögen, die Wahl des Wohnorts oder die Berufstätigkeit der Frau.⁷³ Auch in den deutschen Kolonien hatten Frauen kein Wahlrecht und in den Verwaltungsgremien weder Sitz noch Stimme.⁷⁴ Dies sind nur einige Faktoren, welche auf einen Transfer der hierarchischen Geschlechterverhältnisse aus dem Deutschen Kaiserreich in die Kolonien hinweisen.

In einigen historischen Forschungen wird allerdings darauf hingewiesen, dass die deutschen Kolonien Frauen die Möglichkeit geboten hätten, sich „ein selbstständiges Leben“ aufzubauen.⁷⁵ Die Historikerin Karen Smidt ermittelte für den hier relevanten Zeitraum

nierung eine Deformierung des „wahren Selbst“ einhergeht. Beide lehnen die Vorstellung eines „inneren Kerns“ der Subjekte ab und verweisen stattdessen auf die produktive Potenz moderner Macht, welche Subjektivitäten erst generiert und konstituiert; vgl. Butler, Unbehagen, wie Anm. 64, 200ff; Michel Foucault, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, 1, Frankfurt a. M. 1983, 69ff.

71 Emmy Richter, Die deutsche Hausfrau in den Kolonien, in: Kolonie und Heimat, I, 10 (1908), 12.

72 Vgl. bspw. Zech, Kolonialschule, wie Anm 1, 6f u. Frieda Zieschank, Briefe an eine Kolonialbraut, in: Kolonie und Heimat, VI, 45 (1913), 8.

73 Smidt, Germania, wie Anm. 23, 92.

74 Mamozai, Frau, wie Anm. 24, 189. Eine Ausnahme stellte hier das passive Wahlrecht im Landrat für alleinwirtschaftende Farmerinnen dar, auf das später noch eingegangen wird.

75 Cornelia Carstens u. Gerhild Vollherbst, „Deutsche Frauen nach Südwest!“ – Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, in: Ulrich van der Heyden u. Joachim Zeller Hg., Kolonialmetropole Berlin: eine Spurensuche, Berlin 2002, 50–56, 55; Mamozai, Frau, wie Anm. 24, 143 u. 147.

insgesamt 112 selbstständige Frauen in Südwesafrika.⁷⁶ Im Wesentlichen handelte es sich bei den Tätigkeiten um ausgelagerte Reproduktionsarbeiten (Waschen, Kochen, Gastronomie etc.). Im Grunde genommen unterschied sich die berufliche Situation der Frauen damit nicht wesentlich vom Deutschen Kaiserreich. Eine Ausnahme stellten die Berufe der Hebamme und der Schneiderin dar. Während in Deutschland die Auseinandersetzungen um die Anerkennung von Damenschneiderinnen als vollwertige Handwerkerinnen bis 1909 andauerte, waren diese in den Kolonien voll akzeptiert.⁷⁷ Der Beruf der Hebamme wurde in den Kolonien weitaus besser entlohnt und die Auftragslage führte im Gegensatz zu Deutschland zu mehr als einem Nebenverdienst.⁷⁸

Insgesamt seien selbstständige Frauen nach Smidt allerdings eine Minorität geblieben. Sie hatten zudem gegen Konkurrenz, Finanznöte und Klatsch anzukämpfen.⁷⁹

Diese Situation stellte sich ähnlich für selbstständige Farmerinnen in den Kolonien dar. Die Historikerin Karen Smidt konnte 107 Frauen in Südwesafrika ermitteln, die in den Jahren zwischen 1902 und 1914 Land besessen haben. Doch lediglich 32 von ihnen bewirtschafteten dieses Land auch als ledige oder verwitwete Frauen. Nach Smidts Quellenanalyse bestellten von diesen 32 Frauen zwölf ihr Land als Witwen weiter.⁸⁰ Im Südwesafrikanischen Adressbuch von 1913 bezeichneten sich sogar nur 13 unverheiratete Frauen als Farmerinnen und von diesen waren zwölf Witwen.⁸¹ Die Weiterführung des Farmbetriebes nach dem Tod des Ehemannes war aber auch im Deutschen Kaiserreich eine sozial akzeptierte Praxis.⁸²

76 Im Jahr 1913 lebten insgesamt 2.522 deutsche Frauen in Südwesafrika: Kundrus, Behauptungen, wie Anm. 12, 90.

77 Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 255. Nach Smidt machten sich 27 Frauen in Südwesafrika als Schneiderinnen selbstständig (fünf davon hatten einen eigenen Betrieb). Der Arbeitsmarkt für diese Berufsgruppe war allerdings bereits 1914 gesättigt, so dass neue Schneiderinnen Mühe hatten, sich in Südwesafrika zu etablieren: Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 255.

78 Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 254.

79 Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 253ff.

80 Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 247 u. 442ff. Smidts Daten zum weiblichen Landbesitz basieren auf folgende Quellen: Kolonial-Handels-Adressbücher, amtliche Veröffentlichungen (Deutsches Kolonialblatt und Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Südwesafrika) sowie Annoncen in der Lüderitzbuchter Zeitung, Deutsch-Südwesafrika und Südwes-Unabhängige Zeitung für die Interessen des gesamten Schutzgebietes. Die Autorin weist darauf hin, dass sie mit ihrer Datensammlung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Weitere Forschungen in diesem Bereich, welche ebenfalls einen möglichen Geschlechterbias der Quellen berücksichtigen, erscheinen demnach wünschenswert.

81 Lora Wildenthal, ‚She is the Victor‘. Bourgeois Women, Nationalist Identities and the Ideal of the Independent Woman Farmer in German Southwest Africa, in: *Social Analysis. Journal of Cultural and Social Practice*, 33 (1993), 371–395, 386.

82 Selbstständige Landwirtinnen gab es zu dieser Zeit auch in Deutschland. In Westfalen-Lippe betrug ihr Anteil 1925 20 %. Wobei wiederum 80 % dieser Frauen den Betrieb als Witwen weiterführten: Helene Albers, Zwischen Hof, Haushalt und Familie. Bäuerinnen in Westfalen-Lippe (1920–1960), Paderborn 2001, 60 u. 443.

Darüber hinaus stellte Smidt fest, dass die meisten Farmen von Frauen lediglich für den eigenen Bedarf produzierten oder auf einen Nebenerwerb ausgerichtet waren.⁸³ Diese reduzierte Ausrichtung manifestierte sich bereits in den Lehrplänen der Frauenkolonialschulen.⁸⁴ Erwähnt werden muss allerdings, dass Frauen, welche in „Ermangelung eines Mannes“⁸⁵ eine Farm bewirtschafteten, im Jahr 1913 mit knapper Mehrheit das passive Wahlrecht im Landrat eingeräumt bekamen.⁸⁶ Doch galt das Wahlrecht zum einen nicht für *alle* Frauen, zum anderen hatte das koloniale Selbstverwaltungsorgan nur sehr eingeschränkte Kompetenzen.

Zusammengefasst blieben selbstständige Existenzgründungen nach dem heutigen Stand der Forschung die Ausnahme. Wie wir gesehen haben, war berufliche Selbstständigkeit für den Frauenbund nicht das primäre Ziel, er sah in dieser lediglich ein Übergangsstadium zur Ehe. Folglich müssen die ohnehin wenigen Hinweise in „Kolonie und Heimat“ auf ein autonomes Frauenleben in den Kolonien als schillerndes Versprechen gewertet werden, mit dem deutsche Frauen für das koloniale Projekt geworben werden sollten. An einer Einlösung dieses Versprechens war der Frauenbund keineswegs interessiert.

Nach Smidt träumten zwar einige Frauen von einer selbstständigen Existenz in den Kolonien, doch es gelang lediglich einer finanzkräftigen Minderheit sich zu etablieren und die bürokratischen und sozialen Barrieren zu überwinden.⁸⁷ Dieses Resümee stellt die These in Frage, dass sich Weiße Frauen mit ihrer Partizipation am kolonialen Projekt in signifikanter Weise emanzipatorische Handlungsräume erschlossen haben.

Die vom Frauenbund angeführte Aufwertung Weißer Frauen in den Kolonien kann deshalb weniger auf eine Modifikation der Geschlechterverhältnisse zurückgeführt werden. Die soziale Ungleichheit zwischen deutschen Frauen und Männern wurde auch in den Kolonien nicht aufgehoben. Es bleibt daher lediglich eine von den Autorinnen wahrgenommene *ideelle Aufwertung* Weißer Frauen in den Kolonien. Statt Emanzipation ging es in „Kolonie und Heimat“ demnach um Respektabilität. Weitere Artikel in der Zeitschrift verdeutlichen, dass sich diese Respektabilität nicht selten über den rassistischen Status der deutschen Frauen in den Kolonien legitimierte. So argumentieren die AutorInnen des Frauenbundes, dass die deutschen Frauen eine „gehobene Stellung“ in den Kolonien einnehmen müssten, damit Weiße Dominanz nicht unterminiert werde:

Der Mann ist aufgrund seiner Tätigkeit ganz anders den tropischen gesundheits-schädigenden Einflüssen ausgesetzt als die Frau, die sich aufgrund ihrer inmitten der eingeborenen, farbigen Bevölkerung sehr gehobenen Stellung und bei den reichlich

83 Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 249f.

84 Heyl, *Kolonial-Frauenschule*, wie Anm. 23, 8f u. Gertrud von Hatten, *Die Frauenfrage in den deutschen Kolonien*, in: *Kolonie und Heimat*, VI, 19 (1913), 8.

85 So die Formulierung im „Südwestboten“, 4. Mai 1913.

86 Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 249.

87 Smidt, *Germania*, wie Anm. 23, 256.

farbigen Hilfskräften im Haushalt bedeutend mehr Schonung auferlegen kann und muss.⁸⁸

In diesem Zitat wird deutlich, dass sich die soziale Mobilität von deutschen Frauen aus einem rassistischen Dominanzverhältnis generiert. Dieses Dominanzverhältnis soll sich nach Ansicht der AutorIn in einer ethnischen Arbeitsteilung manifestieren. ‚Der deutschen Frau‘ wird empfohlen, durch die Inszenierung von Muße und Schonung eine Form der ethnischen Distinktion zu betreiben.

In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, dass Kolonistinnen aufgrund ihrer Weißen Position auch Macht über Schwarzer Männer ausübten. Eine Situation, welche die These vom ‚weltweiten Patriarchat‘ in Frage stellt und zu einer komplexeren Theoriebildung herausfordert. Weiße Frauen konnten in den Kolonien Reproduktionsarbeiten an Schwarze Männer delegieren. Dieses Verhältnis wurde von manchen Autorinnen auch bewusst reflektiert. Frieda Zieschank aus Samoa empfiehlt zum Beispiel, sensibel für die Empfindungen des kolonisierten Mannes zu sein, dem es nicht leicht fallen würde, sich einer Weißen Frau unterzuordnen.⁸⁹

Eine Feminisierung kolonisierter Männer, wie sie Mrinalini Sinha für den britischen Kolonialismus in Indien ausmachte, lässt sich in „Kolonie und Heimat“ allerdings nicht identifizieren.⁹⁰ Ebenso ginge es zu weit, von einer „Entgeschlechtlichung“ zu sprechen.⁹¹ Die Autorinnen verlangten von Dienstboten nicht den Verzicht auf eine männliche Identität, wohl aber eine Unterordnung unter ihrer Befehlsgewalt.

Ferner wurden die Machtpositionen zwischen Männern und Frauen, wie sie sich im europäischen Kontext herausbildeten, nicht einfach getauscht. Dies macht sich zum Beispiel daran fest, dass Weiße Frauen zwar über die Arbeitskraft Schwarzer Männer verfügten, als Sexualobjekte sollten diese allerdings Tabu sein. Trotz des Machtzuwachses Weißer Frauen im kolonialen *Setting* blieben die Privilegien *Weißer* Männer darüber hinaus unangetastet. Die deutschen Kolonien waren demnach weniger Orte der Frauenbefreiung als Schauplätze der Subordination des rassialisierten Anderen.⁹²

88 Ohne AutorInnenangabe, Die Zahl der Todesfälle von weissen Frauen und Kindern und der Geburten in unseren Kolonien, in: *Kolonien und Heimat*, V, 30 (1912), 8.

89 Zieschank, Briefe, wie Anm. 73, 12.

90 Mrinalini Sinha, Gender and Imperialism: Colonial Policy and the Ideology of Moral Imperialism in Late Nineteenth Century Bengal, in: Michael Kimmel Hg., *Changing Men: New Directions in Research on Men and Masculinity*, New Park/Beverly Hills 1987, 217–231.

91 Eine „Entgeschlechtlichung“ erfuhren z. B. Schwarze Frauen im Kontext der amerikanischen Sklaverei, die sich durch harte Arbeit und brutaler Gewalt auszeichnete. Die prominente Rede von Sojourner Truth ‚Ain't I a woman?‘ machte auch auf diesen Aspekt aufmerksam: Angela Davis, *Rassismus und Sexismus*, Berlin 1982, 61f.

92 Zum Begriff der „Rassialisierung“ siehe Ingrid Jungwirth, Zur Auseinandersetzung mit Konstruktionen von Weiß-Sein. Ein Perspektivenwechsel, in: Hella Hertzfeldt u. a. Hg., *Geschlechter Verhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*, Berlin 2004, 77–91, 77.

6. Schlussfolgerung: Emanzipation als koloniale Fiktion

Zusammengefasst muss die „gehobene Stellung“ der Weißen Frau in den Kolonien als *koloniale Fiktion* bezeichnet werden. Denn diese wurde den Kolonistinnen zwar *als Frau* versprochen, doch war sie keineswegs mit der Aufhebung struktureller Benachteiligung auf der Basis von Geschlecht verbunden. Gesellschaftliche Anerkennung und neue Handlungsspielräume erhielten sie dagegen als Mitglieder des Weißen Kollektivs (oder durch Heirat in eine höhere Klasse, deren Reichtum oft auf koloniale Ausbeutung basierte). Dabei muss allerdings bedacht werden, dass ihr neuer Aktionsradius durch das Postulat der Inszenierung Weißer Geschlechtsidentitäten erneut restriktiviert wurde.

Die Analyse der Artikel des Frauenbundes hat zudem gezeigt, dass dieser trotz seiner emanzipatorischen Rhetorik keineswegs an einer Emanzipation von Frauen interessiert war. Seine Diskursangebote müssen vielmehr als Versuch gewertet werden, die soziale Unzufriedenheit der Frauen im Kaiserreich zu kanalisieren. Dazu gehörte auch, egalitäre Diskurse diskursiv zu wenden und für sich zu vereinnahmen.

Nach Ute Planert ist die Bewertung des Engagements konservativer und nationalistischer Frauenorganisationen in der historischen Forschung umstritten. Während die einen immerhin eine Erweiterung von weiblichen Handlungsspielräumen konstatieren, sehen die anderen lediglich eine Instrumentalisierung weiblicher Hilfsdienste.⁹³ Wie die Organisationsgeschichte des Frauenbundes zeigt, können eroberte Handlungsspielräume allerdings auch dazu genutzt werden, die traditionelle Geschlechterordnung zu verfestigen oder zu forcieren. Dies macht deutlich, dass Fraueninteressen noch keine emanzipatorische Interessen sein müssen. Schließlich kann man davon ausgehen, dass die rassistische Privilegierung in den Kolonien das traditionelle Geschlechterverhältnis zwischen Weißen Männern und Frauen eher noch stabilisierte, denn Weiße Frauen wurden für ihre Zurücksetzung qua Geschlecht auf einer anderen Ebene entschädigt.⁹⁴

93 Planert, Nationalismus, wie Anm. 56, 9.

94 So ist Anette Dietrich zu widersprechen, welche in der Mitwirkung von Frauen am kolonialen Projekt ein „emanzipatives Moment“ ausmacht, gleichwohl sie einräumt, dass die Forderungen der kolonialbewegten Frauen sich an einem traditionellen Frauenbild orientierten: Anette Dietrich, Konzepte von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ im Kontext des deutschen Kolonialismus, in: Gisela Engel u. Katja Kailer Hg., Kolonisierungen und Kolonisationen, Berlin 2004, 73–85, 81. An anderer Stelle schreibt sie, dass sich deutsche Frauen „über die Kolonialfrage als Weiße bürgerliche Subjekte konstituiert und emanzipiert“ hätten: dies., Die unmarkierte Weiße Frau. Feministische Debatten über den Deutschen Kolonialismus, in: Informationszentrum 3. Welt (iz3w), 276, (2004), 30–33, 30.